

**Zeitschrift:** Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung  
**Band:** 4 (1928-1929)  
**Heft:** 18  
  
**Rubrik:** Der Schweizer Jung-Soldat

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 06.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Der Schweizer Jung-Soldat

### Herbstausmarsch des freiwilligen militärischen Vorunterrichts an der Kantonsschule Zürich.

(6. bis 13. Oktober 1928.)

Der Herbstausmarsch 1927, sowie der Frühlingsausmarsch 1928 hatten die Freiwilligen des militärischen Vorunterrichts an der Kantonsschule Zürich an den Neuenburger- und Genfersee geführt. Traditionsgemäss wurde darum im Herbst 1928 wieder in einem ganz anderen Gebiet unserer Heimat für acht Tage Quartier gesucht und auch gefunden, nämlich droben im Engadin. In verdankenswerter Weise stellte die Gemeinde Zernez den Freiwilligen ihre Turnhalle sowie eine Küche zur Verfügung. Im Stroh, das an beiden Längsseiten der Halle ausgebreitet worden war, wurde geschlafen, und an den Tischen in der Mitte des grossen Raumes wurde gegessen, geputzt und in der Freizeit geschrieben und gespielt. Die Halle musste des Nachts immer von der Wache geheizt werden, denn wenn auch die Tage meist sonnig und warm waren, so spürte man doch die Kälte der Herbstnächte, und die vom Zeughaus in Bevers leihweise gelieferten Wolldecken taten gute Dienste. In der dunkeln Gemeindegüche, die während der ganzen Grenzbesetzung dem Militär gedient hatte, waltete ein von der Abteilung engagierter Militärköchenchef mit der von den Vorunterrichtlern selbst gestellten Küchenmannschaft und bereitete trotz der etwas primitiven Kücheneinrichtung beste Militärkost.

Die Leitung des achttägigen Herbstausmarsches lag in den Händen von Lt. E. Wehrli, der durch Lt. G. Züblin und Lt. F. Wanner als Instruierende unterstützt wurde. Marschertüchtigung und Gefechtsausbildung bildeten die Hauptpunkte des Programmes, das streng militärisch durchgeführt wurde und bei dem auch die Förderung der Kameradschaft unter den Freiwilligen, eines der Hauptziele des militärischen Vorunterrichts an der Kantonsschule, nicht zu kurz kam.

Am ersten Tag, am 6. Oktober, marschierte die 25 Mann starke Abteilung von Davos aus über den Flüelapass nach Süs, von wo die Bahn die Freiwilligen nach Zernez brachte. Kleinere Gefechtsübungen auf Gegenseitigkeit waren eine willkommene Abwechslung auf dem langen Marsche. Der zweite Tag, ein Sonntag, also ein freier Tag, bot den Zürchern Gelegenheit, einzeln oder gruppenweise schöne Punkte in der weitem Umgebung von Zernez zu besuchen, wie zum Beispiel Zuoz mit seinen schönen alten Bündnerhäusern oder das sonnige Guarda, den Badeort Schuls oder das malerische Schloss Tarasp im Unterengadin. Eine erste Tour machte man am Montag nach dem Munt della Baselgia nordöstlich von Zernez. Am Dienstag wurden Krokier- und Kartenleseübungen durchgeführt, in der Gefechtsausbildung erhielt der ältere Jahrgang auch Anleitung im Bajonettfechten. Der Nachmittag galt vor allem dem Hand- und Fussballspiel. Als die Freiwilligen am Abend bereits eingerückt waren und retablierten, brachte ein Alarm die ganze Abteilung in kürzester Zeit in vollständiger Ausrüstung und Bepackung auf den Alarmplatz vor dem Kantonnement. Von hier wurde sofort beim Einbruch der Dämmerung zu einer Nachtgefechtsübung grösseren Stiles abmarschiert, bei der mit Raketen, Knallfeuerwerk, blinder Munition, brennenden Strohhaufen sowie

einem Glockendrahthindernis gearbeitet wurde. Das gab der ganzen Uebung einen Schein von Wirklichkeit, so dass die jungen Vorunterrichtler nachts 9 Uhr voller Begeisterung wieder in das Kantonnement einrückten. Andern Tags wurde zwischen Brail und Zernez eine weitere grosse Gefechtsübung durchgeführt, deren Wert durch die fortwährende Kritik am Platze, die die instruierenden Offiziere am Verhalten der Abteilungen übten, sehr erhöht wurde.

Bei schönstem Herbstwetter, das fast während des ganzen Ausmarsches andauerte, besuchten die Vorunterrichtler am Donnerstag, den 11. Oktober, unter Führung von Parkwächter Langen den Nationalpark. Vom Blockhaus im Val Cluozza stieg man hinauf auf die schon leicht verschneite Alp Murtér, von wo man eine prachtvolle Aussicht in die Berge des Nationalparkes, die Silvretta- und Ortlergruppe genoss. Auf dem Abstieg gegen Praspöl konnten die Vorunterrichtler Rudel von Gemsen, die ruhig weideten oder sich im steilen Felswerk tumelten, beobachten. Am Freitag, dem letzten Tage ihres Engadiner Aufenthaltes, führte die Abteilung ein kleines Schützenfest durch. Als Abschluss der Arbeit folgte ein Defilé der Vorunterrichtler vor dem Leiter auf dem Zernezener Dorfplatz und am Abend ein gemütlicher Abteilungsabend im «Bären». Andern Tags, am 13. Oktober, wurde in aller Frühe der Rucksack gepackt. Per Bahn ging's bis nach Ponte, von wo die Abteilung in strengem Marsche den Albulapass überschritt, nicht ohne auf dessen Höhe von Schnee und Regen überrascht zu werden. Von Filisur, dem nördlichen Ausgangspunkt der Albulastrasse, fuhr man dann per Zug wieder heimwärts. Am Samstag abend 20.30 Uhr wurden die Teilnehmer am Herbstausmarsch des freiwilligen militärischen Vorunterrichts an der Zürcher Kantonsschule in den Landesmuseums-Anlagen entlassen.

Freiwilliger Hans Erb.

## Der Pfarrer als Kavallerist i. V.

Humoreske von Emil A. Grob.

Dass ein Pfarrer Kavallerist ist, das kommt nicht alle Jahrhunderte vor. Früher, d. h. als die Welt noch um einige hundert Jahre jünger war, soll es vorgekommen sein, dass die Geistlichen oft auf Pferden sassen, sintemal ihre Rösslein zwanzig Jahre und darüber zählten. Jene geistlichen Klepper versahen eben den damals noch nicht fahrbaren Dampf und die noch nicht erfundene Elektrizität.

Indessen, der obige Pfarrer ritt junges, feuriges, teils irisches, teils ungarisches Blut, Wallachen, — weil sich das prächtig reimt auf Galachen. Dieser Ire und jener Ungar waren beide «Eidgenossen», besser ausgedrückt: Bundespferde. Er war also ein schweizerischer Kavallerist. Aber nur i. V., das heisst auf deutsch: in Vertretung. Er vertrat einen Guidenkorporal und einen Dragoner. Auf einem ganz kleinen Dorf, daselbst diese beiden die einzigen Kavalleristen waren.

Ja, wenn das die betreffenden Schwadronskommandanten wüssten! Der Korporal und der Schwadronneur kämen ins Loch. Aber die ganze Geschichte spielt vor dem Weltkrieg, so ungefähr zwischen 1912 und 1914 und im betreffenden Jahr nicht in den Monaten Januar bis März und November und Dezember.

Sieben Monate lang betrieb obiger Pfarrer, neben seinem geistlichen Amt i. V. das Amt eines Bereiters. Weil nämlich die beiden Kavalleristen faul waren wie zweijähriger Mist und nicht mehr reiten mochten. Beide waren gleich alt, bald übers Wiederholungskursalter

hinaus, wurden immer behäbiger, da sie beide werdende Gemeinderäte waren und infolgedessen verpflichtet, für die würdige Rundung von Bauch und Backen zu sorgen. Was sie auch taten. . . . Was aber auch verursachte, dass sie ungelenkt und blutschüssig wurden und pusteten wie Nilpferde, sobald sie ein Bein in den Bügel schoben. Auch passten sie nicht mehr recht in den Sattel. Kurz, es war molliger per pedes infanteristis. Als sie das letzte Mal zusammen an eine Springkonkurrenz — natürlich als Zuschauer — ritten und, nach Hause gekommen, ziemlich viel Jod anwenden mussten, da taten sie einen Schwur, keinen Gaul mehr zu besteigen. Sie hielten den Schwur bei Strafe einer Flasche Neuenburger bei Rückfälligkeit.

Die Eidgenossen hätten ja auf dem Felde verwendet werden können. Aber erstens liefen sie, angespannt, nicht zusammen — rien à faire — und zweitens war bei Alt und Jung in jenem Dorf grundsätzliche Bevorzugung von Ochsen gespannen.

So liefen Ire und Ungar Gefahr, im Stalle zu verrotten, bekamen ebenfalls gemeinderätlichen Umfang und geschwollene Gelenke. Das stellten die Kavalleristen mit verlegenem Ohrkrauen fest.

«Wenn das der Mahler wüsste!» sagte der Corpus und «Oder erst m e i n Häuptlig». der andere, und «Das gäbe ein Kreuzdonnerwetter», fanden beide.

Da erwuchs ihnen Hilfe in der Not. Sogar geistliche. Warum soll es nicht auch einmal geistliche sein?! Denn die Gemeinde bekam einen neuen Pfarrer. Eine lange Seele. Der hatte ein bisschen Pferdeblick. Denn trotzdem weder Ire noch Ungar geritten wurden, so wurden sie doch täglich gestriegelt und zur Tränke geführt. Bei dieser Gelegenheit sah der V. D. M. (was nicht mehr und nicht weniger heisst, als Diener des göttlichen Wortes) die Beschlerung der angelaufenen Fesseln etc. und die schlappe Kopfhaltung und fragte den Knecht, woher das komme.

«Weil sie im Stall verfaulen!» antwortete der.

Der Pfarrer suchte die Besitzer auf und verlas ihnen kurz und gut die Leviten. Alldieweil dies in seine Tätigkeit hineingehörte.

«Ja, wänn Sie Freud händ, Herr Pfarrer, so chönd Sie ja uf d'Ch . . . be-n-ufe.»

So lautete der gegenteilige Vorschlag.

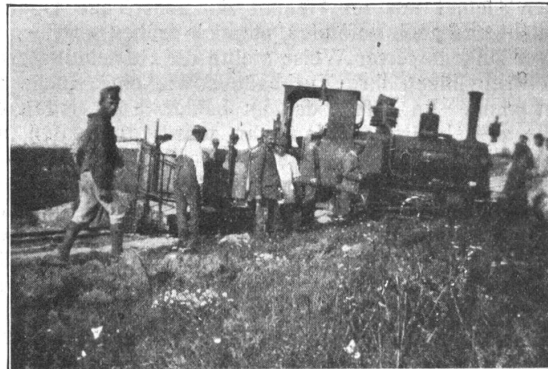
Das war indessen Gelegenheit zu einem billigen Reitkurs, umsomehr, als es ersten schon drei Jahre seit dem Studentenreitkurs war, den man absolvieren musste, um am dies academicus der Universität auf den Tram-schienen seiltanzen oder hart am Randstein den Zuschauern den Pferdehintern an die Nase drücken zu können, und weil zweitens das Reiten eine feine Sache war, wenn man keinen dukatenhaften Vater besass.

In der Erinnerung, dass er noch Reithosen besass und dass man statt Reitstiefel auch Wadenbinden anziehen könne, schnappte die Geistlichkeit ein, und Rössern und Reitern war geholfen.

Morgens ritt er den Ungar, abends den Irländer. Der Ungar war ein Teufel. Nicht nur, weil er eine absolute Abneigung gegen alles Seelsorgerliche zu haben schien und sich davon nicht wollte «bedrücken» lassen — er war Modernist oder sonst indifferent —, sondern noch viel mehr, als ihm sein Lazaronleben ganz gut zu behagen schien. Schmerzten die Knochen, dann lag man auf den Boden und schlug mit den Hufen ein bisschen an die «Plamper», damit der Wagner nicht arbeitslos wurde. Er liess sich anfänglich einfach nach geistlich besteigen, trotzdem der Pfarrer seinen nach ihm benannten Habit zu Hause liess und scharfe Sporen, gelbe Hosen, einen

grünen Lodentschoopen und einen alten, gutsitzenden, wetterfesten, grauen Hut trug.

Der irische Eidgenosse schien ein besseres Sportherz zu haben und wiewerte dem fremden Reiter froh entgegen. Es war zwar mehr «geschneuzt», denn der fremde Herr in den Wadenbinden wischte sich mit dem Taschentuch. Kurz, der irische Wallach litt den Galach, nur hatte er den Eindruck, sein Reiter finde den Schwerpunkt seiner langen Seele nicht recht, weil er sich einmal nach der linken und das andere Mal nach der rechten Seite senkte, was das edle Pferd dazu veranlasste, dem Herrn in der Suche nach dem Schwerpunkt behilflich zu sein und je nach dem Seitwärtsneigen nach links oder rechts ausbog, damit sich sein Herr nicht durch einen Seitenrutsch blamiere. Uebrigens war das nur im



Deutsche Feldeisenbahn während des Krieges.  
Chemin de fer de campagne utilisé par les allemands pendant la guerre.

Anfang so. Aber es war seine Freude, überhaupt wieder geritten zu werden, und das Tier freute sich täglich auf die Stunden zwischen 4 und 6 Uhr, wie ein Kind auf ein Schulreisli.

Anders gesinnt war der Zigeuner. Wenn schon — denn schon! Wenn seine Pusstaseele sich dem menschlichen Herrscherwillen zuletzt beugen musste, so wollte er wenigstens zeigen, dass er sein eigener Herr sei, sobald er freie Steppe vor sich sah. Denn er nannte das Gelände in seinem Herzen nicht anders als Steppe, trotzdem er schon acht Jahre das Schweizerbürgerrecht besass. Im Grunde zog er eben immer noch einen schmetternden Tzschardas dem schweizerischen Fahnenmarsch vor.

Also eines Morgens gab er nach und Pastors setzten sich auf ihn. Stolz warf er seinen Kopf hoch, schüttelte seine Mähne und stampfte mit den Hufen. Der visitierende Korporal gab dem Kirchenhaupt noch die letzten Verhaltensmassregeln bezüglich Halstätscheln und Rufname, welcher Tschegéta war, und man setzte sich in Bewegung.

«s nimmt mi wunder», sagte der Corpus zu seiner Frau, «wer zerscht wieder diheim ischt.»

Das war, nebenbei bemerkt, eine undevote, profane Boshaftigkeit seitens eines Pfarrkinds, aber andererseits proletete die Geistlichkeit mit ihrem Reitermut, mit starker Hand und festen Schenkeln, uneingedenk der Tatsache, dass es zweierlei sei, einen Reitschulgaul zu bewältigen oder ein aktives Bundespferd. Der irische Wallach hätte ja auch boshaft sein können, aber er war lammfromm und hielt es unter seiner Würde, einen Lämmleinhirten von sich abzuwerfen, umsoweniger als derselbe keine Extravaganzen vornahm und keine brei-

teren Gräben nahm als solche von maximal 40 Zentimetern. Zum Voltenreiten und für hohe Schule war kein Platz vorhanden, es blieb für den Trab nur die Feldwege und für den Galopp nur eine einzige freie Wiese, etwa 400 m lang; alles andere Gelände im Gemeindegebiet war obstgärtlichen Charakters.

So zogen Ross und Reiter im Schritt durch das Dorf, vorbei an Pfarrhaus und Kirche. Da hob schon die erste Tücke des Ungarn an. Eben schlug die Kirchenuhr 8 Uhr, wobei der Gaul tat, als ob er erschrecke und zu bocken anfing. Ausgerechnet auf dem Dorfplatz, auf dem einerseits die Kirche und anderseits der «Hirschen» stand. Diverse Zuschauer bildeten sich.

Der Pfarrer zog Luft zwischen den Zähnen hinein, was ein pferdeberuhigendes Geräusch verursachen sollte,



Deutsche Kriegseisenbahn. Erstellung eines Geleises.  
Chemin de fer de campagne allemand; pose d'une voie.

streckte die rechte Hand aus, klopfte auf den Hals des Zigeuners und sagte mit sanfter Psalmenstimme: «Tzschegéta, Tzschegéta, ruhig, Tzschegéta!» Innerlich dachte er: «Verfluchter Saugaul! Aber wart nur, dir wollen wir schon beikommen!» Er postierte sich fest im Sattel, drückte die Schenkel an, fasste die Zügel kurz und kitzelte mit dem linken Sporn.

«Aha», überlegte sich Tzschegéta, «das Männecken zeigt Energie, da gibt's vielleicht was zu springen, also Vorderhaxen hoch, hinten angestemmt und los!»

Der Sprung anort gelang, aber die Absicht nicht; der Pfarrherr blieb im Sattel. Der Tzschardas war blamiert, der Hirschenwirt rief: «Bravo, Herr Pfarrer, jetzt inne mit de Sporre!»

Was dieser auch tat, eingedenk des Textes seiner Sonntagspredigt: «Wenn dir einer eins auf die linke Wange schlägt, so reiche ihm auch die rechte dar.» Demgemäss er sich hätte hinunterwerfen und eins mit dem Huf versetzen lassen sollen.

Aber das war nur ein flüchtiger Gedanke. Er gab ein paar Spornen, und der Zigeuner zog vor, den Ort seiner Blamage zu verlassen und — zwar unter tänzelndem Protest — loszuziehen. Fest hielten die sanftmütigen Finger die Zügel; der Pfarrer wollte im Schritt das Dorf verlassen, überhaupt was er wollte, was er wollte, und nicht was das Pferd wollte.

Am Dorfende stand eine Wirtschaft, wo die fremden Fuhrleute immer Halt machten, weil das Füttern dort billiger war als im «Hirschen». Just standen zwei Mühlegäule an voller Krippe, aus der es haferdüstlich roch. Das zog den Ungarn mächtig an.

Der Herr Pfarrer merkte erst gar nicht, dass sein Gaul auf die Kneippe zuhielt, denn in seinem Sieger-

bewusstsein war er in Gedanken verloren und konstatierte den Eigensinn seines Untergebenen erst, als dieser seine Nüstern in die haferuntermischten Häckerlinge steckte und trotz Stange und Trense zu fressen begann, worüber die Fuhrleute inwendig am Wirtschaftsfenster absolut nicht erbaut waren und zu donnerwettern anfangen wollten, indessen der Wirt, in sofortiger Erkenntnis der Situation, mit einer besänftigenden Gebärde gegen die Fuhrleute an die Türe trat und «Guten Tag, Herr Pfarrer!» sagte, «was ist gefällig, ein Denmlerbitter?», worauf der pferdlich hineingeleimt Pfarrherr nichts anderes tun konnte, als ja zu sagen, denn es hätte sich in diesem Augenblick nicht gut gemacht, böhmischen Abschied zu nehmen.

Deshalb würgte er an einigen Brocken der Entschuldigung, die aber nicht recht gelingen wollten, ohne dass er den Tatbestand seiner Ohnmacht hätte eingestehen müssen. Aber der schlaue Beizer, in Erkennung der peinlichen Situation des Herrn, lachte: «Ja, das macht nichts, er hat ja kaum eine «Schnorre» voll genommen; Sie können ja dem Fuhrmann ein Bier zahlen, dann ist die Sache in Ordnung.» «Darauf», sprach des Pastors Gewissen, «hättest du protestieren sollen, die weil es nicht angeht, dass du schon am frühen Morgen dazu beiträgst, dass sich deine Mitmenschen mit gährenden Getränken füllen.» Indessen ging es nicht an, sich selbst einen Bitter schmecken zu lassen und ändern eine Tasse Milch der frommen Denkungsort zu empfehlen; so klaubte er den Franken, den die Uerte ausmachte, aus dem Gilet und wendet seinen eigensinnigen Ungarn auf die Strasse, der Stange und Trense mit den Häckerling elend versaut hatte.

«Das war Nummer 1», dachte Tzschegéta.

Die Geistlichkeit fand indessen den Rank zu ihrer Konzentration bald wieder und setzte ihren Gaul in Trab. Bis zur gedeckten Brücke über den Fluss. Die wollte es dem Pferde nicht. Es stand still. Bockstill! Eselsstörriisch!!

«Ja, das fehlte noch!» donnerte der Pfarrer, «mit dir wollen wir allmählich fertig werden, dich wollen wir schon mores lehren!» Und setzte beide Spornen ein.

Tzschegéta stand bolzgrad auf die Hinterbeide und machte linksumkehrt.

Der Pfarrer riss den Gaul mit aller Gewalt herum. Dasselbe Manöver beiderseits. Etwa zehn Mal.

«So», dachte der Zigeuner, «du bist mir jetzt vorig auf meinem Rücken, auch wenn du ein Kirchenlicht bist. Schliesslich ist meine Konfession eine andere als die deine; du musste herunter.»

Aber er täuschte sich, die Absicht misslang. Der Pfarrer war ein Teufelskerl, der sass wie ein Husar und klemmte seine Haxen um seinen Leib wie besessen. Deshalb sprang er, rasch entschlossen, seitwärts über das Bord hinunter, über einen Meter hoch, und bremste. Aber auch das verschlug. Zwar hätte es den Geistlichen fast gelitzt, aber er verlor nur die Zügel und — blieb im Sattel. Trotzdem bemerkte der Wallach die momentane günstige Situation und des Herrn Pastors «Zügellosigkeit» und zog in gestreckter Karrier los, hoffend, die Entledigung seiner Last werde ihm so gelingen. Sie gelang aber nicht. Denn das Kirchenlicht griff mit Macht in die Mähne Tzschegétas, duckte sich tief, wie ein Jockey im Endspurt, blieb aber im Sattel.

Tzschegéta raste über Wiesen und Felder, schäumend und brausend, so dass die Leute auf den Aeckern, in Unkenntnis des geistlichen Rittes, erstaunt und erbost den wilden Reiter anstauten und ihn für verrückt hielten, dass er über frischengesäte Aecker und durch den jungen Hafer ritt.



Der Reiter hatte nur eine Sorge: der Gaul könnte gegen die Bäume zureiten und ihn am Geäst abstreifen, wie Absalom. Aber Tzschegéta hatte seine Jugend auf freier Piste verlebt und hatte eine Abneigung von Bäumen, so dass ihm dieser siegreiche Gedanke gar nicht kam. Aber er beabsichtigt, den Pfarrer, der um keinen Preis hinunter wollte, in dieser etwas schmachvollen Situation durch das Dorf zu tragen und vor dem Stalle den letzten Versuch zu machen, ihn abzuwerfen. Der ungewohnte Galopp hatte ihn freilich etwas müde gemacht, umsomehr, als ihm die Schenkel des Herrn Pfarrers den Atem schwer beengten. So gab er im Tempo etwas nach, als er sich dem Dorfe näherte, welche Gelegenheit der geistliche Reiter dazu benutzte, nach den verlorenen Zügeln zu greifen und sie, so gut es einhändig ging, zu ordnen. Eben war das erste Haus erreicht, als sich die Geistlichkeit retiriert hatte, wieder aufrichtete und die Zügel ergriff. Zum grossen Entsetzen des Herrn Wallach. Denn nun war die ganze Anstrengung für die Katz gewesen. Der vermaledeite Kirchenherr sass aufrecht im Sattel und tat nicht dergleichen, dem Galopp Einhalt tun zu wollen. Zur grossen Verwunderung der Bewohner, die für ihre Kinder und Hühner fürchteten, die auf offener Strasse sich tummelten.

Der Stall war erreicht. Stopp gemacht. Aber wenn der Ungar gemeint hatte, er könne in den Stall, so war das eine Täuschung gewesen, denn, nachdem der Geistliche dem Herrn Corpus über die Vorgänge referiert hatte, wendete er den Wallach wieder mit den Worten: «Mer wend em jetzt grad namal zeige, was rite-n-ischt.» Machte Kehrt und den gleichen Weg nachmals, aber ohne Theater auf dem Dorfplatz, ohne Einkehr bei der Kneipe, gehorsam über die Brücke und in gestrecktem Galopp auf dem Feldweg über das ganz offene Feld, nur mit dem Unterschied, dass er ihn schon vor dem Dorfe in den Schritt brachte, eingedenk der pferdeerzieherischen Vorschrift, kein Pferd aus dem Galopp in den Stall zu stellen.

Der ungarische Eidgenoss gab beschämt seine Niederlage zu und dachte: «Mit einem Pfarrherrn ist nicht gut Kirschen essen!»

Später wurden sie dann noch gute Freunde, alle drei. Und als die Inspektion durch den Einheitskommandanten kam, war dieser recht erfreut über die gute Kondition des Ungarn und lobte seinen Unteroffizier: «Ich habe mir gedacht, dass Ihr Pferd nicht verkorpeln müsse, wie es etwa vorkommt.»

Er hatte keine Ahnung von dem geistlichen Trainer.

## Le désarmement intégral et l'économie.

Le Ier lieutenant Dr. **Charles Burky**, prof. de géographie humaine à l'université de Genève veut bien nous autoriser à publier un remarquable article sur le «Désarmement». Nous le remercions bien sincèrement de l'intérêt qu'il témoigne ainsi aux sous-officiers.

La députation soviétique a, il y a un an, proposé, à Genève, le désarmement intégral. Elle n'a pas été entendue, pas plus, du reste, que cette année, lorsqu'elle est revenue avec un nouveau programme de gros désarmement partiel. Des gens de cœur s'en sont indignés. Pourquoi n'avoir pas saisi l'occasion, n'avoir pas supprimé une cause manifeste de guerre? Les raisons des contradicteurs ont paru pauvres. Il en est une, essentielle pourtant, qu'on n'a pas fait valoir.

Les Russes, en effet, n'ont oublié — qu'un point —: le sort des démobilisés. L'Europe souffre d'une pléthore de main-d'œuvre. Peut-elle absorber le supplément qu'on voudrait lui remettre?

Notre continent compte, actuellement, trois millions d'hommes sur pied, ou pouvant l'être incessamment. Il s'est déjà bien «assagi», puisqu'en 1913, le nombre était supérieur d'un million. Les amputations affectent, évidemment, les Etats vaincus, l'Allemagne, particulièrement, qui veut justement y voir la valeur parallèle de son chômage.

Mais où sont les occasions de travail susceptibles de répondre à tant de demandes, et si brusquement formulées? Nous pouvons admettre que les Etats, dont les dépenses eussent ainsi été fortement réduites, auraient, de grand cœur, créé quelques rouages supplémentaires dans leurs administrations. Ce travail aurait été improductif. Il n'eût atteint que les privilégiés. La grosse masse des démobilisés auraient dû, inéluctablement, se présenter sur le marché ordinaire du travail. Qu'y auraient-ils rencontré?

Leurs chances, partout, eussent été maigres. Il existait, en janvier dernier, plus de 2 millions de chômeurs, secourus, en Allemagne, 1½ en Grande Bretagne, complets et partiels, 1½ en Russie même, 391,000 en Italie, 238,000 en Autriche, 161,000 en Pologne, 75,000 au Danemark, 63,000 en Lettonie, 51,000 en Suède, 35,000 aux

Pays-Bas, 28,000 en Irlande, 15,000 en Belgique, 15,000 en Hongrie, 13,000 en Tchécoslovaquie, 8000 en Esthonie, 6000 en Noevège, 6000 en Suisse, 4000 en Yougoslavie, 3000 en Finlande et 2000 en France, le pays le mieux partagé.

La statistique n'est pas complète. Quelques Etats ne figurent pas sur la liste. Pour les autres, le chiffre fourni est toujours un minimum. Il n'est question que des chômeurs syndiqués, ou de ceux qui sont secourus, ou de ceux qui s'inscrivent, etc., etc. En réalité, le chômage européen n'est pas de 6 millions, comme il le paraîtrait, mais probablement, de 7 ou de 8!

Qui ignore les difficultés suscitées par le manque de travail, difficultés dont on n'a pu se défaire dix ans après la conclusion de la paix! Et il faudrait à cette foule en détresse adjoindre les armées du continent?

En fait, ce serait pis. Que deviendrait cette autre masse qui travaille à ravitailler les armées, ces tailleurs, ces cordonniers, en un mot, tous ces ouvriers de la grande, mais le plus souvent, de la petite industrie, dont les fournitures à la troupe sont, parfois, l'unique gagne-pain? Il n'est pas question, ici, des fabricants de matériel de guerre que chacun sacrifiera volontiers.

L'Europe n'a pas les moyens de subvenir à l'entretien de dix millions de chômeurs, au bas mot. Sans doute les gros budgets militaires auraient disparu . . . sur le papier: en réalité, ils se seraient convertis en secours de chômage, en dépenses de luxe, accordées pour créer des occasions de travail artificielles, quelques occasions de travail. Il n'en resterait rien pour les œuvres sociales prévues, assurance-vieillesse, instruction, diminution du prix de la vie, etc.

Les syndicats ouvriers se plaignent de la pression exercée par les sans-travail sur les salaires. Il n'est pas jusqu'aux Etats-Unis ou en Australie, dont les gouvernements républicains ou travailliste retiennent à leur façon, l'apparition de la main-d'œuvre européenne. Qu'en serait-il après l'entrée en ligne des démobilisés et de ceux que leur départ aurait contraint à se croiser les bras?

Notre continent, alors effectivement, incapable de résoudre seul sa crise de population, se verrait dans